

(Nachdruck verboten.)

21] Um die Freiheit.

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525.

Von Robert Schweißel.

Unterdessen hatte sich auch ihr Begleiter dem Iekteren zugewandt und Gabriele erkannte überrascht den Junker Zeisolf von Rosenberg. Diese Ueberraschung währte jedoch nur einen kurzen Augenblick; denn sie erinnerte sich, daß der Junker ein Neffe der Schwester Lamperta war und daß dort, wo der nördliche Flügel des Kreuzganges an die Stadtmauer stieß, in dieser ein Pörtlein sich befand — um den Klosterleuten den weiten Umweg durch die Stadthore zu ihren Weinbergen im Tauberthal zu ersparen. Ein etwas ironisches Lächeln züngelte um den stolzen Mund Gabriele's, wie sie dem Grüße des Junkers dankte, der mit mehr Anstand sich verneigte, als seine untergesetzte Gestalt vermuthen ließ.

„Du kommst gerade zur rechten Zeit, um mir beizustehen,“ nahm Schwester Lamperta wieder das Wort. „Ich mußte diesem bösen Menschen eine Strafpredigt halten. Du wirst Dich meines Neffen noch aus der Zeit erinnern, in der Du als kleiner Wildfang im Kloster umherlattertest. Aber setzen wir uns, Mädchen!“ Sie setzte sich auf eine der dunkelbraunen Eichenbänke, die in dem Kreuzgange standen, und Gabriele folgte ihrer Einladung. „Er ist ein hartgejottener Sünder, man glaubt es kaum,“ spann die ehrwürdige Schwester ihren Faden weiter, indem sie ihre Neuglein wie mit der Zärtlichkeit einer schwachen Mutter auf den Junker richtete. „Ich habe ihm zugeredet, daß er die Buße an den Rath zahle; aber er will nicht. Hilf mir, ihm zureden.“

„Jäh?“ fragte das Mädchen mit kühlem Besremden.

„Es wäre ein christlich Werk; denn er stirbt auf Heldeberggeden vor Langerweile und Sehnsucht,“ seufzte wachend die Nonne.

Die schöne Gabriele zuckte gleichmüthig mit den Schultern. Zeisolf von Rosenberg starrte sie aus seinen etwas wässerigen Augen an und zwirbelte an einem rothen Bart, der ihm über den Mund hing. Seine Ruhe aber rief noch heiterer: „Die Mutter Gottes sei gepriesen, daß ich nie schön war. Ich würde sonst so grausam sein, wie Du, meine holde Blume.“

„Das schöne Fräulein darf nicht glauben, daß ich eigenfönnig bin,“ räusperte sich der Junker. „Ich habe meine guten Gründe.“

„Ueber die mir ein Urtheil nicht zusteht,“ lehnte Gabriele seinen Versuch einer Rechtfertigung ab.

„Nein, aber die edle Jungfrau verkennt mich.“

„Da ich Euch nicht kenne, Herr von Rosenberg, so kann ich Euch auch nicht verkenne,“ antwortete Gabriele kalt.

„Ihr thut's dennoch,“ murzte er.

„Ihr brauchet auf mich keine Rücksicht zu nehmen, Kinder, fechtet Euren Strauß nur aus,“ bemerkte die Nonne gemüthlich. „Ich hab's gern, wenn die Jugend sich neckt.“ Gabriele's befremdeter Blick glitt an ihrer unschuldsvollen Seele ab. „Also sie verkennt Dich, Neffe? — Aber war das nicht Schwester Beate, die den Kopf aus dem Refektorium hereinsteckte?“ Damit erhob sie sich, watschelte nach dem Refektorium, dessen Thür sie öffnete und hineinsprach, wie es schien. „Ich komme gleich wieder,“ rief sie laut zurück und verschwand.

Gabriele, die ihr mit den Augen gefolgt war, krauste die feinen schwarzen Brauen. „Worin also verkenne ich Euch?“ fragte sie gedehnt.

„Darin, daß Ihr das Recht und die Macht Eurer Schönheit über mich mißkennt!“ rief Zeisolf von Rosenberg aufflammend.

Die schwarzen Augen Gabriele's öffneten sich weit. Zener fuhr leidenschaftlich fort: „Das ist die Wahrheit. Ich erinnerte mich Eurer wohl noch aus den Klosterjahren. Aber dann sah ich Euch am Dreikönigstag und wie Ihr über den Markt rittet. Sturm und Hagel, seid Ihr eine Schönheit!“ Er schlug sich mit der Faust so stark auf die Brust, daß der Harnisch, den er unter dem Mantel trug, dumpf erdröhnte.

Es flog wie Feuerstein über Gabriele's Gesicht. Dann lachte sie leise auf und spottete, indem sie sich erhob: „Um Eure Reichte zu hören, ward ich also herbefchieden?“

Er war betreten; aber er rief, seine Verlegenheit brutalisirend: „Nun ja, zum Teufel, ich mußte es Euch sagen, daß Eure Schönheit es mir angethan hat.“

Sie zog stumm die Schultern in die Höhe und wollte sich entfernen. Er streckte die Hand aus, um sie daran zu hindern. Ein eisig stolzer Blick ließ ihn davon absehen. „Hört mich an!“ rief er. „Ihr müßet mich hören, schöne Gabriele; denn beim Satan, ich bin rasend in Euch verliebt!“

„Könnt Ihr's nicht noch lauter herausschreien, so daß es das ganze Kloster hört?“ fragte sie und ihre weiße Stirn faltete sich zornig unter der Pelzverbrämung ihres Sammtbareits.

„Was schiert's mich?“ rief er etwas weniger laut. „Meinetwegen mag es die ganze Welt wissen —“

„Daß Ihr ein Narr seid,“ züchte es von ihren Lippen wie ein Pfeil durch die Luft.

Er prallte zurück. Gleich darauf aber sagte er: „Im Gegentheil, ich war nie vernünftiger als jetzt. Bei meinem Schutzpatron — um Eure allerliebsten kleinen Ohren nicht wieder mit seiner höllischen Majestät zu beleidigen — bei meinem Schutzpatron, ich lieb' Euch, schöne Gabriele.“

Nun schien er sie zu belustigen. Denn sie spottete: „Das muß ein sonderbarer Heiliger sein, der den wilden Junker von Rosenberg in Schutz nimmt!“

Es schmeichelte ihm sichtlich die Bezeichnung, die sie ihm gab. Er sagte die beiden Feuerflammen seines Bartes zusammen und ließ sie durch die Hand gleiten, während seine Augen heiß auf ihr ruhten, und er murmelte: „Ich glaube wahrhaftig, es ist keine eitle Mär, daß der Teufel zuweilen die Gestalt eines schönen Weibes annehme, um uns toll zu machen.“

„So schlaget ein Kreuz, wenn Ihr es noch nicht verlernt habt, und der Spat verschwindet,“ höhnte sie abermals. „Daß ich der Narr wäre, den Ihr mich scheltet,“ rief er mit dumpfer Leidenschaft. „Solch' schönen Teufel halt' ich fest, und halt' ich ihn einmal, so weiß ich auch, daß er sich aus meinen Armen nicht wieder fortwünscht.“

„Wenn Ihr ihn haltet,“ erwiderte sie mit einem herausfordernden Blick. „Aber lassen wir ihn und die Heiligen! Beide schätzen Eure Schwüre nicht schwerer denn eine Flaumfeder, und so thue auch ich.“

Sie wollte gehen. Er aber vertrat ihr den Weg und schaute: „Wenn Ihr meinen Worten nicht traut, so will ich Euch durch die That beweisen, daß ich Euch liebe. Was verlangt Ihr? Fordert, ich gehorche! Soll ich die verdammte Stadt an allen vier Ecken mit Feuer anstoßen und misfamnt dem Rath verbrennen?“

„Wie?“ rief sie verächtlich. „Seid Ihr so zag, daß ich Euch zum Vorwand dienen soll, Euch zu rächen?“

„Wenn das ein anderer Mund als der Eurige gesagt hätte, Hölle und Teufel,“ polterte er und seine Hand umframpfte den Griff seines Schwertes. „Ihr habet wohl keine Feinde?“

„Und wenn, was dann? Wer hätte keinen?“

„So nennt ihn, wer es auch sei, und er lebt nicht mehr!“

Die Augen der schönen Gabriele flammten unheimlich auf. Aber sie blieb stumm.

„Den Namen!“ drängte er.

„Genug!“ rief sie mit einer gebieterischen Bewegung ihrer Hand. „Lasset Euch von Eurer Ruhme, der Schwester Lamperta, unterweisen, wie man um Frauenliebe wirbt.“

Sie rauschte davon, und der wilde Zeisolf starrte ihr wie an der Stelle eingewurzelt nach. Gleich darauf kam Schwester Lamperta aus dem Refektorium zurück und that verwundert, als sie Gabriele nicht mehr fand. „Schon fort?“ fragte sie. „Aber Du hast sie gewonnen?“

Der Ritter ließ die beiden Zaden seines rothen Bartes langsam durch beide Fäuste gleiten. Dann sagte er mit dumpfem Groll: „Aber ich werde sie gewinnen, bei allen Teufeln!“

Die fromme Schwester schlug ein Kreuz. „Die heilige Jungfrau verzeihe Dir Dein greuliches Fluchen, Neffe. Du bist also Deiner Sache gewiß? Gott sei gelobt! Aber es ist auch die höchste Zeit, daß Du Dein müßtes Wesen abthust, und das Geld kannst Du wahrlich auch brauchen. So erzähle doch!“

„Sie ließ sich neugierig auf der Bank nieder. Er betrachtete sie mit spöttischen Blicken, indem er seinen Schnurrbart in die Höhe drehte und sagte: „Sicher, wenn Ihr mir helfet, fromme Ruhme. Denn sie sagte, daß ich mich von Euch unterweisen lassen sollte, wie man um Frauenliebe wirbt.“ Er grinste höhnisch.

„Sagte sie das?“ fragte Schwester Lamperta gedehnt. Nach kurzem Nachsinnen fügte sie hinzu: „Aber sie hat recht. In Herzengangelegenheiten seid Ihr Männer ja alle Tölpel. Ich kann mir vorstellen, wie Du um die vermögende Schöne geworben haben wirst, etwa wie ein Strauchritter um den vollen Beutel eines Kaufmannes. Gut, ich will Dir helfen, denn ich bin überzeugt, daß der Himmel Euch für einander bestimmt hat. Ach, wann werdet Ihr wilden Junker endlich lernen, Euch in die Zeit schicken und zu Hofe gehen, anstatt in den Stauden zu liegen, wie Dein sauberer Vetter, der Kunz von Rosenbergs, der Pappenheim, der Thomas von Absberg und wer seine Freunde sonst noch sein mögen. Du, Nefse, brauchtest denn auch nicht Dich heimlich hier einzuschleichen, sondern könntest offen werben, wozu Du morgen auf dem Geschlechtertanz die beste Gelegenheit hättest.“

Der Nefse hatte sie mit zunehmender Ungeduld angehört. „Ich zähle auf Euern Beistand,“ sagte er jetzt. „Wenn Eure Frömmigkeit und meine Sündhaftigkeit einen Bund schließen, dann müßte es ja mit dem Teufel zugehen, wenn ich die schöne Gabriele nicht eroberte.“

Die ehrwürdige Schwester schlug entsetzt ihre fetten, weißen Hände zusammen. Er aber zog eine von ihnen fast gewaltsam an seine Lippen. „Ist das ein schrecklicher Mensch!“ ächzte sie. „Mögen die Heiligen sich Deiner erbarmen!“

„Amen, fromme Ruhme,“ lächelte er und entfernte sich durch das Pförtchen in der Stadtmauer. Vor demselben leitete ein Pfad, zum Theil durch dichtes Gebüsch, steil zur Lauber hinab und auf einem schwanken Stege über dieselbe zur Zuchsmühle. In den Erlen bei derselben wartete ein Reitknecht mit dem Pferde des Junkers. Einem Bettler, der eben des Weges kam, spie Zeisolf von Rosenbergs in den demüthig abgezogenen Hut. Das war sein Almosen. Der Bettler drohte den thalabwärts Reitenden wüthend mit der Faust nach und in den Mühlen, vor deren Thüren er heischte, und in der Stadt droben erzählte er, daß er den Teufel in Gestalt des rothbärtigen Junkers von Rosenbergs aus dem Kloster der Dominikanerinnen hätte ausfahren sehen.

Die schöne Gabriele verließ das Kloster so eilig, als befürchtete sie, verfolgt zu werden. Erst in der Durchfahrt der Klingengasse unter dem Orgelchor von St. Jakob mäthigte sie ihre Schritte. Daheim erzählte sie Sabine mit einem ausgelassenen Lachen von der Liebeserklärung des wilden Zeisolf und daß er die Stadt anzünden wollte, um ihr die Aufrichtigkeit seiner Leidenschaft zu erhärten. Von seinem Anerbieten, ihre Feinde zu tödten, schwieg sie. „Nicht wahr, Schatz, ich habe Ursache eitel zu sein?“ so schloß sie mit einem neuen Aufschrei und warf einen Blick in den venezianischen Spiegel mit silbernem Rahmen, hinter dem Pfauenfedern hervorstakten. „Ich will mich daher morgen auch so schön machen, als ich nur kann.“

„Für alle Welt sich putzen, das heißt bloß für sich selbst sich putzen; ich wollte, ich hätte jemand, für den es sich der Mühe lohnte,“ seufzte die blonde Braut des Ritters von Adelsheim.

Ihre Freundin aber that nach ihren Worten. Das Tanzhaus der Geschlechter, in welchem das Fest stattfand, lag auf der Herrngasse, dem Rathhaus schräg gegenüber. Dort hatte vordem das alte Rathhaus gestanden, das abgebrannt war. Von ihm rührte noch das dicke Mauerwerk des Erdgeschosses mit den drei Eingängen her. Die Stodwerke darüber waren nur leicht aufgeführt und das Dach zierten zwei goldene Augen, die Siegesbeute eines Auszuges der Rothensburger gegen das Schloß Arschhofen. Das Erdgeschoss wurde von den Fleischbänken eingenommen, und die Regler waren bei einer Strafe von fünf Pfund Heller oder zehn Gulden gehalten, ihre Waare nirgend anderwärts als hier feil zu bieten, gleich wie die Bäcker die übrige in dem Brothause auf dem Plätzlein hinter dem Rathhause und der Herren-Trinkstube. Unmittelbar über den Fleischbänken lag der große Tanzsaal. Er war zum Feste mit Tannengewinden und Bannern geschmückt und die Bänke, die rings an den Wänden sich hinzogen, waren mit rothen Kissen belegt. Eine schmale Gallerie im Hintergrunde des Saales war schon lange vor der dritten Nachmittagsstunde, um welche der Tanz beginnen sollte, von

Zuschauern eingenommen. Die minder Glücklichen hielten sich auf der Herrngasse zusammen, um wenigstens die Patrizier antommen zu sehen. Still und feierlich ging es dabei nicht zu. Die Schaulust war groß und die Mittelranken sind alles andere, nur keine Murrköpfe.

Kaspar Etzschlich war es dank seiner breiten Schultern gelungen, für sich und Hans, der ihm nur mit innerem Widerstreben gefolgt war, einen Platz auf der Gallerie zu erobern und sich sagte bis an die Brüstung durchzudrängen. Sein Humor kam ihm dabei wohl zu statten. Wie Thomas Zweifel, der Chronist von Rothenburg, die Geschichte der Stadt kannte, so eingeweiht erschien Kaspar in die geheime Chronik der Ehrbaren. Er verrieth es in den Glossen, die er laut zu einzelnen Persönlichkeiten machte, wenn sie, nachdem sie aus Mänteln und Kapuzen sich geschält hatten, den Saal betraten. Seine nächste Umgebung lachte darüber zuweilen so laut und ausgelassen, daß es unten im Saale bemerkt wurde. „Ja, gudet nur,“ sagte Kaspar. „Sonst schaut Ihr auf uns herab; heut sind wir die Obersten und Ihr müßet vor uns Komödie spielen.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Etwas

über Baden und Schwimmen.

Obgleich der äußerliche Gebrauch des Wassers zur Erhaltung der Reinlichkeit und der Gesundheit schon zu allen Zeiten und bei allen Völkern gewöhnlich gewesen ist, so scheint doch das Baden, als angenehmer Genuß oder als Heilmittel, vornehmlich auf die gesitteten Völker Europa's und Asiens beschränkt gewesen zu sein. Bei ihnen trat dasselbe nach den Schriften des Alterthums entweder als religiöser Gebrauch auf, oder als Stärkungsmittel gegen die Beschwerden und Abmattungen körperlicher Uebungen. Bei alledem ist das kalte Bad, worauf auch wir unsere Aufmerksamkeit beschränken wollen, in betracht gezogen. Den Anhängern des moaischen Gesetzes wurde das Baden streng befohlen. In verschiedenen Stellen der Bibel wird es als Heilmittel verschiedener Krankheiten genannt. In mehreren Fällen wurden die Israeliten, bevor sie nicht die vorgeschriebenen Waschungen verrichtet hatten, als unrein angesehen und durften keine Gemeinschaft mit anderen pflegen. Die Griechen, die ebenfalls das Baden vorschrieben, entlehnten, nach ihren Geschichtsschreibern, den Gebrauch des Badens von den Egyptern; es wurde bei ihnen bald so beliebt, daß ihre öffentlichen Bäder einen wichtigen Zweig der Baukunst bildeten. Viele Wohlhabende suchten sich durch Verschwendung bei der Einrichtung und Verzierung öffentlicher Bäder die Gunst des Volkes zu erwerben. Auf diese Weise entstanden Volksbäder, deren wertvolle Ueberreste noch heute bewundert werden. Die Spartaner überließen die Einrichtung der Badeanstalten nicht der Willkür von Privatpersonen, sondern unterwarfen sie festen Gesetzen. Die Römer ahmten diese Sitte nach und verwandten auf ihre Badeanstalten, besonders während der Kaiserzeit, eine Pracht, die alle Begriffe übersteigt. Solche Bäder hatten gewöhnlich zwei Abtheilungen, die eine für Frauen, die andere für Männer. In jeder derselben konnte man kalt und warm baden. In der Mitte des Gebäudes, gewöhnlich im Kellergehoß, befand sich das Heizzimmer, und über diesem ein Gemach, wo in der Regel drei große Kessel über einander eingemauert waren, so daß der untere unmittelbar über dem Feuer, der zweite über diesem und der dritte über dem zweiten stand. Auf diese Weise hatte man zugleich heißes, laues und kaltes Wasser. Durch besondere, mit Hähnen versehene Röhren wurde das Wasser in die Badezimmer geführt und aus einem großen Wasserbehälter die Kessel sogleich wieder gefüllt. Neben dem Heizzimmer lagen gewöhnlich drei besondere Zimmer, für das heiße, laue und kalte Bad. Die Badestuben hatten im Fußboden ein gemauertes Becken, um welches eine Gallerie mit Sitzplätzen lief, wo sich die Badegäste, bevor sie ins Wasser stiegen, und das Bedienungspersonal aufhielten. Außerdem diente noch ein eigenes Zimmer als Schwitzbad, welches durch Röhren geheizt wurde. Mittels Klappen an der Decke, die man öffnete und wieder schloß, konnte man die Hitze beliebig vermindern. Zum Auskleiden und Aufbewahren der Kleider und zum Salben nach dem Bade gab es ebenfalls eigene Zimmer. Auch durften bei einem Bade bedeckte Spaziergänge, Sala zum Ballspielen und Gärten nicht fehlen, damit man sich nach dem Bade die gehörige Bewegung machen konnte. Da, wo die Römer auf ihren Eroberungszügen hinkamen und sich niederließen, gründeten sie sogleich solche Bäder, wie die Reste in den ehemaligen Römerniederlassungen beweisen.

Aus dem allen geht hervor, daß die genannten Völker den Werth des Badens für die menschliche Gesundheit wohl zu schätzen wußten, und daß sie die vortheilhaften Veränderungen, welche die Berührung des kalten Wassers auf den Körper hervorruft, bereits erkannten.

Wenn jemand im gewöhnlichen Gesundheitszustande in ein kaltes Bad geht, so ergreift ihn zuerst ein Gefühl von Kälte, worauf fast unmittelbar eine schnell zunehmende Wärme folgt.

Diese Zunahme der thierischen Wärme ist der Gegenwirkung des gesammten Körpers zuzuschreiben, die ihn in den Stand setzt, dem äußeren Eindrücke, welcher ihm schädlich werden könnte, zu widerstehen; diese Gegenwirkung steht im Verhältnisse mit der Stärke des Eindrucks, durch welchen sie erregt wird, und mit der Stärke der Lebenskräfte, deren besondere Anstrengung sie ist. Diese Gegenwirkung ist es, die den Körper in den Stand setzt, von der Anwendung des kalten Bades Nutzen zu ziehen; wo sie aber nicht oder nur in geringem Grade stattfindet, ist das kalte Bad unvorsichtig angewendet. Wenn daher der Körper durch dauernde Arbeit oder Krankheit geschwächt worden ist, sollte das kalte Bad vermieden werden. Wird jemand nach dem Gebrauch des kalten Bades matt und unthätig, oder fröstelt er, oder wird von Kopfschmerz oder Brustbeklemmung befallen, so ist es einleuchtend, daß er dasselbe nicht vertragen kann, oder daß er es zu lange gebraucht hat. Ueberhaupt ist der menschliche Körper nicht geeignet, den großen Druck des Wassers so lange auszuhalten, denn das leichteste Wasser ist wenigstens 800 mal schwerer als die Luft. Wenn daher die Luftsäule, welche auf unseren Körper drückt, mit einer Gewalt von 39 000 Pfund in Wasser verwandelt werden könnte, so würde das Gewicht dieses Druckes 31 200 000 Pfund betragen. Da aber unsere Gesundheit schon durch einen Unterschied von 3000 bis 4000 Pfund in dem Druck der Luft angegriffen wird, so kann man leicht begreifen, daß der menschliche Körper auf längere Zeit den ungleich größeren Druck des Wassers nicht ertragen kann. Aus diesem Grunde wagen es selbst die erfahrensten Taucher nicht, über eine gewisse Tiefe hinaus sich in das Meer hinabzulassen, wohl wissend, daß es unmöglich sein werde, den Druck zu ertragen, oder sich gegen den vermehrten Druck des Wassers auf ihren Körper wieder zu erheben.

Das beste kalte Bad ist das im Meere oder in einem tieferen Flusse genommene, indem man dabei nicht unthätig sein darf, sondern stets in Bewegung bleiben muß, wodurch das Blut von dem Mittelpunkte bis zu den entferntesten Theilen des Körpers in regerem Umlauf gebracht wird. Freilich gehört dazu, daß man schwimmen kann, das jedoch zu lernen, wie Franklin behauptete, nie zu spät ist. Und in der That wird diese Meinung durch die spezifische Schwere der verschiedenen Theile des menschlichen Körpers gerechtfertigt. Die Beine, Arme und der Kopf, als feste Theile, sind spezifisch schwerer als frisches Wasser; der Rumpf jedoch, besonders der obere Theil, ist wegen seiner hohlen Beschaffenheit viel leichter als Wasser und zwar derart, daß der ganze Körper zusammengenommen zu leicht ist, um ganz unter Wasser zu sinken; es wird ein Theil oben bleiben, bis die Lunge mit Wasser angefüllt ist. Dies geschieht dadurch, daß anstatt Luft, Wasser aufgenommen wird, daß jemand in plötzlichem Schrecken zu athmen versucht, während Mund und Nase untergetaucht sind. Die Beine und Arme, spezifisch schwerer wie „süßes“ Wasser, sind immerhin noch spezifisch leichter als salziges Wasser; sie werden deshalb in demselben an der Oberfläche erhalten bleiben, so daß der menschliche Körper in Salzwasser nicht sinken würde, selbst wenn die Lunge schon mit Wasser angefüllt wäre, wenn nicht die größere spezifische Schwere des Kopfes vorhanden wäre. Ist aber die Lunge noch nicht mit Wasser angefüllt, so kann ein Mensch, wenn er sich im Salzwasser auf den Rücken legt und die Arme ausstreckt, in dieser Lage verharren und durch Mund und Nase frei athmen, wenn er durch leichte Handbewegungen den Körper am Umwenden hindert, sobald er dazu Neigung zeigen sollte. Legt sich jedoch jemand in frischem oder „süßem“ Wasser auf die Oberfläche, so bedarf er in dieser Lage eine gewisse Anstrengung der Gliedmaßen, um sich darin zu erhalten; denn es sinken die Beine und der untere Theil des Körpers langsam unter, bis dieser in eine aufrechte Stellung kommt, in welcher er bleiben wird, indem die hohle Brust den Kopf aufwärts erhält. Wenn aber der Körper in dieser aufrechten Stellung verbleibt und nur der Kopf zurückgelegt wird, so daß das Gesicht aufwärts gerichtet ist, so bedeckt das Wasser den ganzen Hinterkopf, und da sein Gewicht durch dasselbe unterstützt wird, bleibt sein Gesicht über dem Wasser, und das Athmen frei. Wenn Einathmen wird sich das Gesicht etwas erheben und bei jedem Ausathmen um ebenso viel senken, aber nie so tief, daß das Wasser über den Mund kommt. Wenn jemand, der nicht schwimmen kann, zufällig ins Wasser fällt, aber Geistesgegenwart genug behält, um den Körper in die beschriebene Lage zu bringen, so kann er sich vielleicht so lange vor dem Ertrinken bewahren, bis Hilfe kommt, denn das durch eingegogenes Wasser vermehrte Gewicht der Kleider ist im Wasser selbst unbedeutend, obgleich sie sehr schwer sind, wenn sie aus dem Wasser kommen. Es ist jedoch Keinem zu rathen, sich auf seine Geistesgegenwart in einem solchen Augenblicke zu verlassen; das Sicherste ist, schwimmen zu lernen. Dann wird man, im Besitz dieser Fertigkeit, bei vielen Gelegenheiten sich sicherer und glücklicher fühlen, da man frei von peinlicher Furcht vor Gefahren sein kann, des Vergnügens nicht zu gedenken, das diese so angenehme und nützliche Uebung gewährt. Abgesehen davon, daß es eine nützliche Leibesübung ist, hat es auch noch den Nutzen eines kalten Bades, der durch die Bewegung und Muskelanstrengung noch vermehrt wird. Einige Regeln und Warnungen müssen jedoch dabei beachtet werden; mehrere sind bereits erwähnt, und es ist noch zu bemerken nöthig, daß derjenige, der sich hinabstürzen will, mit dem Kopf und nicht mit den Füßen zuerst ins Wasser tauchen sollte; der Körper soll weder zu warm, noch zu kalt sein; gefährliche Flüsse, sowie an-

dere derartige Gewässer müssen gemieden werden, auch sollte man das Wasser nicht eher betreten, bis es einigermaßen erwärmt ist.

Besonders gefährlich für den Badenden und Schwimmer ist der Krampf. Wird man von einem krampfartigen Gefühl befallen, so ist es am rathsamsten und besten, dem davon ergriffenen Gliede einige plötzliche, starke und heftige Bewegungen, wo möglich außerhalb des Wassers, zu geben; sollte dies nichts nützen, so muß sich der Schwimmer auf den Rücken legen und diese Bewegungen fortsetzen. Ein Schutzmittel gegen den Krampf ist, wenn man die Glieder vor dem Baden mit einem rauhen Handtuch reibt.

Zu welcher Vortreflichkeit es auch die Menschen im Schwimmen gebracht haben mögen, so ist es doch bemerkenswerth, daß viele Schwimmer, die ins Wasser fielen, hätten ertrinken müssen, wenn sie nicht durch fremde Hilfe gerettet worden wären. Die Ursache davon ist vielfach der Schreck. Es ist bereits bemerkt, daß der menschliche Körper nach physischen Grundätzen schwimmen muß, wenn er nicht durch unsere Anstrengungen daran verhindert wird, daß ein Mensch im Salzwasser, wenn er ganz ruhig mit ausgestreckten Armen liegt, schwimmen und frei athmen wird, und daß er dasselbe auch in gewöhnlichem Wasser thun kann, wenn er eine leichte Bewegung seiner Hände eintreten läßt. Sollte daher jemand, der sich im Wasser befindet und nicht schwimmen kann, versuchen, gelassen und ruhig zu werden, anstatt im Schreck alle möglichen Anstrengungen zu machen, die ihn nur erschöpfen und zum Sinken bringen, so würde er vor dem Ertrinken sich leichter schützen. Die Löslichkeit des Falles wird ihn erst zum Sinken bringen unmitttelbar darauf aber hebt ihn das Wasser wieder auf die Oberfläche empor; eine unglückselige Neigung aber, die Arme empor zu strecken, als ob er nach etwas fassen wollte, bringt ihn um die ganze Schwimmkraft der Arme und gewöhnlich auch um sein Leben.

F. A. Lehmann.

Kleines Feuilleton.

— Der Gruß der Japaner. Es dürfte für die Abendländer kaum etwas Spazhafteres geben, als Zeuge einer Begrüßung zu sein, wie sie zwei Bekannte im Lande des Mikado auszutauschen pflegen. Erkennen sich dort zwei Leute von weitem, so verlangsamen sie sofort ihren sonst ziemlich eiligen Gang und nähern sich in feierlich gemessenem Schritt. Sobald sie sich gegenüberstehen, senken sie die Augen mit so demüthiger Miene, als wagten sie es nicht, sich frei ins Gesicht zu sehen. Nun verneigen sie sich voreinander und zwar so tief, daß der Kopf sich in gleicher Höhe mit den Knien befindet, auf denen die Hände ruhen. Jetzt werden eine Reihe zischender Laute hörbar, die der Grüßende dadurch hervorbringt, daß er die Luft durch die geschlossenen Zähne einzieht und wieder ausstößt. Ist dieser erste Theil des Grußes erledigt, dann plappert jede der beiden Personen eine Menge zeremonieller Redensarten her, wobei sie gegenseitig die Handteller aufeinanderreiben. In diesem Augenblicke erreicht das Komische der Situation den Höhepunkt: zwischen den beiden Bekannten entspinnt sich nämlich ein edler Wettstreit um den Vortritt. Jeder will den andern zuerst an sich vorbeischieben lassen, und dieser Höflichkeitsakt dauert oft mehrere Minuten. Plötzlich glauben die Betheiligten, der unbedingt peinlich werdenden und zeitraubenden Formalitäten durch einen Gewaltstreich ein jähes Ende bereiten zu müssen, indem sie wie auf Kommando mit einem schnellen Ruck zur Seite springen und so eilig als möglich auseinanderlaufen. Jedenfalls hegen beide Parteien dabei den inbrünstigen Wunsch, sich an diesem Tage nicht wieder zu begegnen.

c. e. Der Fischfang in Astrachan. Die astrachanischen Fischereien sind nächst den neufundländischen die größten der Welt. Welch enorme Mengen von Fischen im Wolgadelta und an den Wolgamündungen im Meer gefangen werden, ist aus folgenden Zahlen, die sich bloß auf die vor kurzem geschlossene Frühjahrsperiode der Fischerei dieses Jahres beziehen, zu ersehen. Es wurden gefangen: Heringe 70 473 759 Stück, Wobla (ein zum Karpfengeflecht gehörender kleiner Fisch) 285 137 974 Stück, 15 923 869 Sandarte, 12 308 405 Hechte, 18 254 500 Neumangen, 10 815 Weißlachs, 17 420 Lachsforellen, 13 398 Lachse, 74 889 Sterlete, 171 555 Sternhausen, 188 783 Störe und 45 556 Haufen. An Raviar wurden von diesen Fischen gewonnen: vom Haufen 8223 Pud, vom Stör 7277 Pud, vom Sternhausen 4950 Pud und von anderen Fischen 55 978 Pud; Fischlein oder sogenannte Haufenblase, die aber nicht immer vom Haufen, sondern auch von anderen Fischen stammt, 439 Pud, getrocknete Rückenlehne des Störs und Haufens 428 Pud und 10 625 Pud Thran. Der diesjährige Heringsfang wird zu den schönsten gerechnet, da gewöhnlich weit über 100 Millionen gefangen werden.

Literarisches.

I. Hugo Reuter: „Börse fürsten“. Zürich 1898. Cäsar Schmidt. — Das bisher in der modernen Romanliteratur so außerordentlich wenig behandelte Thema Börse hat in dem vorliegenden Buche seine Verwerthung gefunden. Es handelt sich hier gleichsam um eine Studienammlung von Vesteckungen und Finanzoperationen der schmutzigsten Art, deren Urheber, wenn man nur ein klein wenig über die vorgeschobenen Strohmänner hinausgeht, in den allerersten Reihen der europaischen Finanzaristokratie zu suchen sind. Um dem Ganzen den Charakter einer losen, flüchtigen Aneinanderreihung ein wenig zu nehmen, läßt der Verfasser eine höchst gleichgiltige und neben-

fächliche Liebesgeschäfte im Hintergrunde als fortlaufende Handlung mitspielen. Auch eine Morphinistin muß als Vertreterin des hysterischen Weibes der ganzen Geschichte einen modernen Anstrich geben. Die im übrigen scharf und lebenswahr gezeichneten Figuren sind der Wirklichkeit entnommen, und zwar in dem Maße, daß jeder Laie mit Leichtigkeit die Vorbilder zu diesen Personen mit Namen nennen kann. Ein absichtlicher und häufiger Gebrauch von kaufmännischen Fachbezeichnungen erschwert das Lesen des sonst unterhaltend geschriebenen Romanes ganz ungemein. —

—s. Karl Strobl: „Der verkannte Hans“. Mit 17 Bildern von Th. Zajackowski. Zürich. Cäsar Schmidt. — Ein Schmarren, zusammengeknäut von einem Manne, der weder Geschmack noch natürliches Empfinden besitzt. Der „Waschzettel“ stellt das Gewäch mit „Mag und Moritz“ in eine Reihe. —

Völkerrunde.

—ss— Ein Liebliches Getränk besitzen einige Naturvölker Hinter-Indiens, das seiner Wirkung wegen erwähnenswert ist. Dasselbe führt den merkwürdigen und für unsere Ohren ominös klingenden Namen Schum-Schum. Es giebt davon zwei Sorten. Die erstere mag noch angehen, sie ist ein Extrakt, der aus dem Saft des Zuckerrohrs durch Destillation gewonnen wird und dem Rum ähnlich ist, das zweite aber ist weit gefährlicher, schon durch seine Zusammensetzung, noch mehr aber dadurch, daß es billiger und darum verbreiteter ist. Es wird aus unreinlichem Reischnaps hergestellt und mit verschiedenen Esenzen verlegt, darunter Rosmarin-Essenz, Pfefferminze, Eucalyptus, Absinth, Anis und ungereinigtem Rohrzucker. Diese wunderbare Mischung hat Wirkungen auf den Menschen, die eigentlich nach der furchtbaren Zusammensetzung erwartet werden müssen. Ein Forscher konnte dieselben neulich an einem Menschen beobachten, der eine ganze Zeit lang täglich einen halben Liter davon in zwei Litern Wasser getrunken hatte und infolge dessen an sehr bedeutenden Störungen des Nervensystems litt. Das Gedächtnis war sehr geschwächt, ebenso die Willenskraft, die Aufmerksamkeit war völlig lahmgelegt; dazu kamen heftige unbegründete Ausbrüche von Zorn, starke Störungen des Sehvermögens durch Farbenerscheinungen, Jittern der Hände, Gefühllosigkeit in den oberen Gliedmaßen und heftiger Schmerz bei jeder Berührung der linken Seite — alles Symptome des Alkoholismus zusammen mit solchen toxischer Hysterie. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Einen Rosenstock von seltenem Blütenreichtum besitzt, wie das „N. B. Tagbl.“ mitteilt, eine Villa in Oberlichtenbach bei St. Andrä-Wöden. Unter den vielen Rosenbäumen befindet sich einer, der mehr als zweitausend Blüten hat. Der Rosenstock ist zwei Meter hoch, und seine Krone hat einen Umfang von 3 Metern. Der Stamm mißt 1/2 Zoll im Durchmesser. Die Rosen sind vollblättrig, weiß mit Rosaändern und haben über 2 Zoll im Durchmesser.

— Der älteste Baum Belgiens ist die tausend Jahre alte Eiche, die sich hinter der Kirche dicht an der Kirchhofsmauer im Dorfe Liernu (Provinz Namur) befindet. Am Erdboden hat diese Eiche 12,40 Meter Umfang. Ihr Stamm ist hohl. Der Baum hat eine erstaunliche Lebenskraft und liefert alljährlich eine reichliche Ernte an Eicheln. —

Meteorologisches.

—n. Falscher Thau. Wenn man nach einer kühlen Nacht in den Gräsern und Kräutern helle Wassertropfen hängen sieht, so schreibt man dieselben ohne weiteres dem Thau zu, der infolge der Abkühlung der Luft zunächst des Bodens niederfällt. Ein bekannter englischer Meteorologe, Atkin, der sich um das Verständnis der Regenbildung besonders verdient gemacht, hat schon früher darauf hingewiesen, daß diese Tropfen gar nicht immer als eigentlicher Thau aus der Luft stammen, sondern häufig aus dem Innern der Pflanze selbst. Der amerikanische Botaniker Bessey hat daraufhin die Sache weiter verfolgt und feststellt, daß die Pflanzenblätter, wenn der Boden feucht und warm ist, Wasser auszuatmen, das sich in Tropfen an den Salmen und Blättern sammelt; kühlt sich nun die umgebende Luft mit Eintritt oder im Verlaufe der Nacht ab, so wird auch sie feuchter und verhindert dadurch das Verdunsten des Pflanzenthaues. Pflanzen, die eine ungewöhnlich kräftige Lebensfähigkeit besitzen, vermögen auch bei trodener, warmer Luft Tropfen aus ihren Geweben auszuspreisen. Die Pflanzenkunde kennt die Bildung solches „falschen Thaues“ unter dem Namen Guttation (Tropfung). —

Bergbau.

ia. Neue Schwefellager im russischen Reiche. Neben die Entdeckung von Schwefellagern in Inner-Asien enthält ein im amtlichen Auftrage herausgegebenes Werk bemerkenswerte Mitteilungen. Danach ist in den russischen Besitzungen Inner-Asiens an vielen Stellen Schwefel in bedeutenden Mengen zu Tage getreten. Im Fergana-Gebiete, der nördlich vom Pamir gelegenen Provinz, ist ein Fundort, der bereits zur Anlage einer Fabrik Veranlassung gegeben hat; dieselbe erzeugt jährlich an 10 000 Pfund reinen Schwefel. Schwefellager in der Gegend von Samarland sind noch garnicht in Angriff genommen. Ganz besonders große Lager sind im transkaspischen Gebiete in der Nähe des Ortes Göktepe an der Bahn von Merv zum kaspischen Meere in der Nähe

der persischen Grenze gefunden worden. Hier sind es Hügel, die sich mitten aus der Sandsteppe erheben und sogenannten Schwefelstein in dicken Adern und Nestern mit einem Schwefelgehalt bis zu 60 pCt. bergen. Es sind 40 solcher Hügel gezählt worden, und jeder Hügel soll etwa 10 Millionen Zentner Schwefel enthalten. Zweifelloß ist dies das reichste Schwefellager Rußlands und eines der reichsten der Welt. Ferner sind ähnliche Lager in der Nähe des Sees Surtart-ata in unmittelbarer Nähe des kaspischen Meeres im Bezirk Strasznewodsk und etwas südlich davon bei Hum-ada entdeckt worden, die ebenfalls als sehr wertvoll geschildert werden. —

Humoristisches.

— Die schwere Stunde. „Des Reidhannel Schant's bloß alleweil auf den äußeren Schein; ich hab' so manche Stund', wo ich mit dem letzten von meine Knecht' tauschen möcht'.“

„Dös glaub'n mer Dir scho, Bräu. Soj, wennst Dei Einkommensteuer zahl'n muagt!“ —

— Der nothleidende Agrarier (beim Selt): „Alberne Blätter, die sich immer über uns lustig machen. Sollte nur mal so'n dämlicher Journalistenfrühe hinaus aufs Land kommen und sehen, wie sich die armen Dancern schinden müssen!“ —

(„Simplicissimus.“)

— Aus der Briefmappe eines Badfisches. „... Unsere Uckerfiedelung aufs Land ist in vollem Zug, theuerste Carola! In meinem Zimmer speziell sieht es aus wie vor Erichaffung der Welt: nichts als ein Bett, ein Tisch und zwei Stühle.“ —

Vermischtes vom Tage.

y. In der Ortschaft Klein-Weisten (Ostpreußen) hat ein 17-jähriger Arbeiter seinen Stiefvater, mit dem er seit langem in Streit lebte, mit der Heugabel erschlagen. Die Mutter ist der Mithäterkhaft verdächtig, hat sich aber der Verhaftung durch die Flucht entzogen. —

— In Frotheim bei Jfenstadt mußte einem Pastor Winler das Wort entzogen werden. Er richtete aber an die Versammlung das Gesuchen, ihm zu einer konservativen Versammlung in demselben Orte zu folgen. Als von den etwa 250 anwesenden Personen nur drei bis vier folgten, die andern aber durch mehrfachen Juruf erklärten, daß sie keine Neigung dazu hätten, schrieb der Pastor die Versammlung, die in der Mehrzahl zu seiner Gemeinde gehörte, an: „Mit Euch grünen Rüpel'n will ich auch nichts zu thun haben.“ —

— Die „Münch. N. Nachr.“ bringen die Trauernachricht, daß ein Fräulein M. G., Königl. bayerische topographische Kupferstecherstochter, im Alter von 80 Jahren und neun Monaten in die Ewigkeit abgerufen“ worden ist. —

— Ein vierjähriger Knabe tödtete in Waldinghofen (Wf.) sein zweijähriges Brüdchen. Dieses hatte ihm beim Spielen mit einem Stock ins Gesicht geschlagen. Darauf ergriff er einen Karst und schlug es so heftig auf den Kopf, daß ein Zinken in der Hirnschale stecken blieb. —

— Im Gräflich Rostiz'schen Eisenwerk in Rothau bei Grassitz (Böhmen) kam es wegen eines mißliebigen Oberbeamten zu einer Revolte. Die Gendarmenrie ist auch hier wieder das einzige Aushunfsmittel. —

— Bei Stuppach bemerkte am Sonnabend der Führer eines Personenzuges Graz-Wien einen kleinen Knaben, der auf dem Geleise spielte. Sofort ließ er die Dampfpeife ertönen, gab Gegendampf und zog die Bahnbremse an. Im nächsten Moment erschien der dort postirte Bahnwächter, der Vater des Kindes, und schleuderte es zur Seite. Das Kind war gerettet. Der Vater hingegen, welcher vor Schred nicht mehr im Stande war, das Geleise zu verlassen, wurde von der noch nicht zum Stillstande gebrachten Maschine erfasst und entsetzlich zugerichtet. —

— Das neuerbaute Schweizerische Landesmuseum, das die Alterthumsammlungen der Eidgenossenschaft aufnehmen soll, ist am Sonnabend in Zürich feierlich eröffnet worden. —

— Das Laboratorium eines Phrotechnikers in Graz ist durch Explosion zerstört worden. Ein Arbeiter wurde dabei getödtet, zwei schwer verletzt. —

— In der Nacht zum Dienstag wurden in Perugia und Rieti (Mittel-Italien) zwei heftige Erdstöße verspürt. Viele Häuser wurden schwer beschädigt. Mehrere Personen wurden verletzt. Die Bevölkerung floh erschredt ins Freie. —

— Der bekannte Postenreißer Marius Tournadre, ein großes Pumpgenie, hat die Ministerkrisis in Frankreich sehr gut auszunutzen verstanden. Er nahm die Liste der Abgeordneten und Senatoren vor und bezeichnete diejenigen, die das Telephon zu Hause haben. Dann berief er der Reihe nach zwei Duzend der bekanntesten Landesvertreter telephonisch ins Elisee, an dessen Thor er Posto saßte, um die mit den seligsten Hoffnungen Eintreffenden in der bequemsten Weise anzupumpen. Das Unternehmen gelang vortrefflich, und Tournadre hatte noch das Vergnügen, sich über die Verwirrung der Abgebligten zu freuen, die nach einander das Elisee verließen. —

— Bei einem Stiergefecht in Barcelona wurde ein Torero von einem Stier erfasst und getödtet. —